

Heimat - Versuch einer psychoanalytisch-sozialpsychologischen Annäherung

Auch wenn ich mich für weltoffen halte und dem Ideal eines „Weltbürgers“ nachzustreben versuche, wie es sich etwa bei Kant findet, so lebe ich doch immer in dem Bewusstsein meiner regionalen Herkunft. Höre ich heute die Laute des heimatlichen Dialekts, so rührt es mich und ich lebe auf. Mir wird warm ums Herz; es ist etwas von Liebe zu diesem Land, seinen Menschen und ihrer Sprache darin. Thomas Mann sprach zu Recht von seiner norddeutschen Sprache als „Musik der Heimat“ (zit. nach Sachau 2010). Und näherte ich mich diesen Orten der Kindheit in späteren Jahren aus meiner Wahlheimat in und um Frankfurt, kam ebenfalls eine feierliche Stimmung, ja Rührung auf, die im Bauch- und Brustraum spürbar wurde und die Tränen nahe- und gelegentlich auch hervorbrachte. Dies waren tiefe Erlebnisse, die Bedeutendes anzeigten – jenseits gegenwärtig leider grassierenden wohlfeil-inflationären Konfektionsemotionen („Gänsehaut pur“) mit geringem, wenn nicht abwesenden Authentizitätsgehalt. Sie gehörten mir zu und waren mir viel wert. Daher traue ich mich auch, über dieses Thema wissenschaftlich nachzudenken, dem doch das Stigma des Rückständigen anhaftet. Es steckt, so bin ich überzeugt, im Begriff Heimat ein wahrer Kern. Und ich denke, dass er von etwas handelt, das wesentlich menschlich ist und vor leider häufig geschehendem Mißbrauch bewahrt zu werden verdient. Wenn man so will, geht es darum zu versuchen, ihn mit positivem Inhalt zu füllen. Dazu muss man sich dem Phänomen unbefangen nähern und erst einmal grundsätzlich klären, ob dem Begriff „Heimat“ wirklich etwas in unserem Leben entspricht.

Als nicht festgestelltes Tier (Nietzsche) ist der Mensch nirgendwo von Natur zuhause. Er ist, wie der Sozialphilosoph Helmuth Plessner sehr schön formuliert, „weltoffen“ (zit. n. Wiegand 2002, S. 201). Er sucht und formt sich Umwelt intelligent, kreativ und planvoll zu einer heimatlichen Stätte, die er nach Notwendigkeit und Bedarf verlassen und woanders neu errichten kann und muss. Diese Eigenschaft einer flexiblen, anpassungs- und entwicklungsfähigen Beheimatung zeichnet den Menschen, wie unsere Geschichte bis in die spätmoderne Gegenwart zeigt, aus. Sie sticht gerade in unseren Zeiten hervor, da sich Heimaten so schnell verändern, dass wir die Erinnerung

ans Vergangene in Heimatvereinen, Heimatliteratur, - filmen und in Heimatmuseen aufbewahren und wachhalten müssen. Gibt es, angesichts dieser mehr und mehr wahrzunehmenden Flüchtigkeit, etwas Festes, Substantielles, das mit dem Begriff Heimat zu erfassen ist?

Es spricht Vieles dafür, dass Heimat mit psychosozialen Vorgängen zusammenhängt und wesentlich in unserem Inneren wirkt. Wohl hat Heimat zwingend zu tun mit der Umwelt, in der ein Mensch aufwächst bzw. lebt. Das Wort meint ja eine gewisse Vertrautheit und Nähe, in der er zu dieser Umwelt steht. Es ist aber nicht der Umstand der Vertrautheit aufgrund der Dauerhaftigkeit und Konstanz des Lebens, des Wohnens in einer bestimmten Umwelt allein, der Heimat konstituiert. Es muss ein Wohlgefühl (aufgrund von Sich-Wohlfühlen) hinzukommen. Insofern wird man nicht lange zögern anzunehmen, dass z.B. ein lange Zeit Inhaftierter das Gefängnis nicht als Heimat empfinden wird. Man muss sich jedoch illusionslos eingestehen, dass sich auch hier so etwas wie Heimat konstituieren kann, eine Not-, eine Zwangs-, eine Ersatzheimat gewissermaßen. So ist etwa das Phänomen verbreitet, dass es jugendliche Heiminsassen nach Ausbrüchen gleich wieder zurückzieht an diesen Ort. Heimat hat also auch einen stark negativen, trostlosen Aspekt — auch so etwas wie einen kleinsten gemeinsamen Nenner. In solchen Fällen kommt Heimat die Funktion zu, das gänzlich Fremde, Abweisende, Heimat Verhindernde der übrigen Sozialwelt deutlich zu machen und notdürftig auszugleichen. Heimat ist dann, wie der Schweizer Psychoanalytiker Paul Parin (1996) es ausdrückt, nicht mehr als eine „Plombe“. Es wird etwas Fehlendes, eine Lücke in der Biografie, geschlossen. Eine derartige Verkehrung von Heimat infolge von biografischen Verwerfungen ließ sich auch an zurückgekehrten Vietnamkriegs-Veteranen beobachten. Nach ihrer Rückkehr hatten sie Probleme damit, aus der ihnen nach mühsamem Training vertraut gewordenen Dschungelkriegsrealität wieder in die ihnen nun fremd gewordene Hochzivilisation ihrer Heimat zurückzufinden. „Auf einmal“, so schrieb der Sozialpsychologe Klaus Horn (1984), „war die Herkunftsgesellschaft der Dschungel und der Wald konnte zur Heimat werden“ (a.a.O., S. 267), wie im Fall des Vietnamveteranen, der „über zehn Jahre in den Wäldern des US-Staates Washington gehaust hat“ (a.a.O., S. 265). Heimaten ergeben sich demnach aus den Wechselfällen des sozialen, wirtschaftlichen und politischen Lebens, denen wir ausgesetzt sind und auf die wir normalerweise nur in geringem Ausmaß mit autonomen Entscheidungen Einfluss ausüben können. Sie

haben gewissermaßen einen sozialen Ort, den man sich, zumindest als Kind — in aller Regel — nicht aussuchen kann. Es ist auch bereits deutlich geworden, dass ursprüngliche, erste Heimaten von zweiten (dritten, vierten usw.) Heimaten abgelöst oder ergänzt werden können und dies auch in aller Regel geschieht. Und, auch abseits solcher Extremfälle, so hat man sich im Klaren zu sein, wird es die ideale Ausprägung auch im biografischen Normalfall nicht geben.

Sehr zu Recht haben die meisten sozialpsychologischen Annäherungsversuche an das Phänomen Heimat die Verknüpfung mit dem Konzept der Identität vollzogen. Individuelle Identität — und um sie soll es in meinem Beitrag gehen — entsteht in einem Prozess soziokultureller Auseinandersetzung. Dass Heimat in einer ganz engen Verwandtschaft zu Identität steht, zeigt sich darin, dass sich mit ihr semantisch immer die Vorstellung einer Her— bzw. Abkunft, eines Ursprungs verbindet. Dieser Zusammenhang besteht auch für Wortverbindungen wie zum Beispiel „geistige“ oder „politische Heimat“. Heimat ist, wo Identität ihren Ort hat, ist gewissermaßen lokale Identität. Dieser Ort der Identität ist stets ein sozialer Ort. Denn Identität erwerben wir zuerst doch dadurch, dass wir sie durch andere an uns erfahren. So sehen wir schon, dass sich Heimat nur durch das Zusammen von lokalen und sozialen Gesichtspunkten einstellt. Hinzu kommt der zeitliche Aspekt. Unsere Identität ist eine Folge erlebter Situationen an Orten und mit Menschen, sie umfasst eine Geschichte, ist Biografie. Und ich möchte zeigen, dass Heimat in dieser Geschichte von früh an vorkommt, entsteht, in einem „Sozialisation“ genannten Prozess. Erst so, denke ich, kommen wir ihrem Geheimnis jenseits oberflächlicher kultureller und politischer Zuschreibungen auf die Spur.

Heimat fällt somit nicht als Begriff vom Himmel, fällt nicht einer Landschaft, einer Region, einem Staatsgebilde, einer Stadt einfach zu. Sie wird dies erst in der Praxis und dem Bewusstsein der sie bewohnenden, dort „kultur-schaffenden“ Menschen. Sie entsteht in und aus dieser praktischen Verbundenheit mit Stadt, Land, Fluss, Region, Meer und Gebirge etc. Sie ist zwar eine sozialpsychologische Tatsache, insofern sie gruppen- bzw. massenhaft vorkommt. Sonst gäbe es nicht das Wort „Heimat“, auf das sich die Sprachgemeinschaft verständigt hat. Gleichwohl ist „Heimat“ etwas Persönliches, Eigenes, Unverwechselbares. Sie wird zuvorderst je-individuell, im Falle eines jeden einzelnen Menschen also, hergestellt, eben „sozialisiert“ und lässt sich nicht einfach nachträglich von außen dekretieren, statuieren oder gar oktroyieren –

etwa als kollektive Identität. Versuche dieser Art führen immer nur zu einer Pseudoheimat. Jeder Mensch wächst irgendwo mit irgendwem von klein an auf und zwar mehr oder weniger ortsgebunden. Aber auch die Sozialisationstheorie beschäftigt sich gewöhnlich mit dem „Irgendwem“, also den Personen bis hin zur ganzen Gesellschaft, mit denen der „Sozialisand“ in (s)einem Stück zusammen agiert. Viel zu selten wendet sie sich der anderen Frage nach dem „Wo“, dem „Drum und Dran“, dem Bühnenbild also, zu. Hier jedoch, bei unserem Thema, muss diese Frage mit im Zentrum stehen. Wenn ich aber Heimat als ein Sozialisationsphänomen behaupte, so ist dies nur aufrechtzuerhalten, indem ich die Frage nach dem „Mit wem“ nicht etwa ausklammere, sondern mit dem „Wo“ in einen schlüssigen Zusammenhang setze.

Ein Gefühl und ein Bewusstsein von Heimat, so denke ich, erwachsen aus der Verbindung des „Wo“ mit dem „Mit wem“ der individuellen Biographie. In den Interaktionen mit den übrigen Handelnden, dem Sozialisationsprozess des Stückes, bildet sich die Persönlichkeitsstruktur, bilden sich Bewusstsein und Gefühle von Geburt an aus. (Lorenzer 1984) Also kann man, die vorherige Behauptung variierend, Heimat ein Interaktionsphänomen nennen. Das „Wo“ hängt immer von dem „Mit wem“ ab, genauer: von der Qualität des „Mit wem“. Erst die liebevolle Zuwendung, mit der wir als unbedarfte Naturwesen am Anfang unseres Lebens in soziale und kulturelle Bahnen geleitet werden, macht uns die Aufgabe unseres kindlichen Narzißmus erträglich. „... Die Versagung, die in jeder Kultur der ursprünglichen Triebhaftigkeit entgegengestellt wird, muss ihren Ausgleich finden in der Gewährung, in dem Herzen des anderen beheimatet sein zu dürfen“, schreibt Alexander Mitscherlich (1951, S.160). Seine Verwendung des Wortes Heimat verweist genau auf jene intersubjektive Dimension, ohne die ein Begriff von Heimat unvollständig wäre. Es gäbe nicht ein Gefühl von Heimat, einer Gegend, einer Landschaft, Stadt gegenüber, wäre nicht an diesen Orten ein Elternhaus oder ein anderes Heim, an dem nahe Verwandte, Freunde einen erwarten. Die „Steigerung“, die einen Ort oder eine Behausung — mögen sie noch so schön, günstig, komfortabel oder was auch immer sein - erst wirklich zur Heimat werden lässt, „vollbringen“, erkennt Mitscherlich, „die menschlichen Beziehungen, die an einen Ort geknüpft sind“ (1965, S.124). Heimat ist also eine affektiv getönte interpersonelle Beziehung, eine interpersonelle Wahrnehmung. Diese durch Mitscherlich gewonnene Lesart verdeutlicht nur einen dem Alltagsbewußtsein geläufigen Tatbestand: Heimat ist semantisch wie sozialpsychologisch nicht auf kognitiv-rationale Gehalte beschränkt, sondern bezieht gerade sinnlich-emotionale

Anteile mit ein. Wie kaum ein anderer Begriff ist Heimat durch eine Mischung dieser beiden Bereiche geprägt.*

Von da aus lässt sich der Sozialisationsgesichtspunkt noch ein Stück weit vertiefen, indem wir die Geschichte des „Mit wem“ bis zu ihrem Beginn zurückverfolgen. Wir können uns dabei an einem Hinweis von Freud (1919, S. 267) orientieren, der den Mutterleib die ‚alte Heimat des Menschenkindes‘ nennt. Freud geht sogar noch weiter: „Liebe ist Heimweh“, behauptet ein Scherzwort, und wenn der Träumer von einer Örtlichkeit oder Landschaft noch im Traume denkt: Das ist mir bekannt, da war ich schon einmal, so darf die Deutung dafür das Genitale oder den Leib der Mutter einsetzen.“ (ebd.) Der Mutterleib, die Mutter-Kind-Beziehung, ist, wenn wir diesen Gedanken aufnehmen, die erste Station, der erste Ort von Identität — und damit auch von Heimat schlechthin. „Der Anfang ist unsere Heimat“, heite es daher auch in einem Buchtitel des bekannten englischen Entwicklungspsychologen Winnicott. In der Zwei-Einigkei mit der Mutter erlebt das Kind auch erstmals Umwelt. „Erleben“ möchte ich hier (aber nicht nur hier!) buchstäblich verstanden wissen: Die erste kleine und die folgenden, langsam wachsenden, aber immer noch kleinen Umwelten und Lebenswelten werden vom Säugling und Kleinkind ja mit allen Sinnen „aufgesogen“ und erforscht und stehen in unauftrennbarer Verbindung mit den ersten affektiv stark besetzten Bezugspersonen. Indem es an jenen „mit allen Fasern seines Herzens“ hängt, sie also liebt und hasst, fällt der Schein dieser Gefhlsidentitt auch auf die unbelebte frühkindliche Objektwelt und macht sie heimisch-vertraut, zum Zuhause. In dieser Frühzeit ihrer Entwicklung verfügen Säugling und Kleinkind über ein rein leibliches, sinnliches Aufnahme- und Symbolisierungsvermgen. Der kleine Mensch produziert in sich innere Bilder von Farben, Gerüchen, Tönen, Wärme, Gestalten usw. Ihre Korrelate sind in den entsprechenden Hirnarealen neuronal niedergelegt. Diese Kapazität, mit der in den Anfängen der individuellen Lebensgeschichte

* Ein beeindruckendes Beispiel liefert der Nobelpreisträger Günter Blobel aus seiner Biographie. Es diente der Erklärung seines von einigem medialem Echo begleiteten Entschlusses, einen Großteil des Preisgeldes dem Wiederaufbau der Dresdener Frauenkirche zu stiften. B., dessen wissenschaftliche Leistungen sicher nicht auf einen Mangel an Nüchternheit und Rationalität schließen lassen, berichtet von seiner Flucht als Kind 1945, die ihn in die Nähe Dresdens führt. Von der Silhouette der Stadt mit ihrer Kirche ist der Achtjährige nach eigenen Worten begeistert, genauso wie ihn der Anblick des zerbombten Dresdens kurz darauf, der das vorherige Bild gewissermaßen ausradiert, erschüttert. Zu seinen Motiven sagt er weiter, der Dresdner Theaterplatz sei heute „ohne Zweifel der schönste Platz Deutschlands“, „aber ohne die Frauenkirche, ohne diese gewaltige Kuppel, die steinerne Glocke, ist Dresdens Silhouette wie eine Maus ohne Schneidezahn (Die Zeit, 4.11.99, S. 24 f.; auch die mißglückte Metapher beeinträchtigt nicht die Eindeutigkeit der Aussage.) Und an anderer Stelle: „Für die Stadt ist es wichtig, ihre Identität wiederzubekommen. Soll man doch diesen Banausen wie Hitler und anderen Leuten nicht den Gefallen tun, für Dresden eine andere Identität zu schaffen“.

Umwelteindrücke sinnlich registriert und zu Verhaltensentwürfen verarbeitet werden, existiert, lange bevor Sprachkompetenz in die Szenenabfolge der Lebensgeschichte eingreift. Über das affektive Erleben bekommen sie ihre Qualität. D.h. die Orte, an denen die wohltuend-befriedigend erlebten Szenen, wie auch jene ausgetragener und versöhnlich beendeter Konflikte, sich lebensgeschichtlich verdichten, werden zur Heimat. Das Bühnenbild dieser Szenen wird vom Individuum sinnlich-symbolisch registriert, wird zur inneren „Heimatrepräsentanz“.

Wenn ich die frühkindlich-sinnliche Sozialisationsfundierung des Heimatgefühls so hervorhebe, will ich damit doch nicht den Eindruck erwecken, ausschließlich solche sinnlichen Erlebnisse und Erfahrungen seien hier beteiligt. Heimat hat auch ganz wesentlich mit der gemeinsamen Sprache zu tun, in der die Menschen aufgewachsen sind. Das macht uns auch der Blick auf den Parallelbegriff „Identität“ deutlich. Denn, so besagen es die sozialwissenschaftlichen Theorien der Identität, Sprache, die gegenseitige Verständigung, ist das vorzügliche Medium, in dem Menschen sich ihrer Identität inne werden. Ohne die Bedeutung von Sprache ist Heimat sicher nicht zu begreifen. Aber sie ist, wie wir gesehen haben, doch auch weit mehr als ein sprachliches Phänomen, sofern man unter Sprache nur ein Mittel rational-logischer, eindeutiger Verständigung versteht. Nur wenn man darüber hinaus die sinnliche Ausdrucksfunktion der Sprache berücksichtigt — ein Aspekt, der in soziologischen Identitätstheorien nicht Eingang findet, kann man ihre psychologische Wirkung erhellen. Die Sprache der Mutter, des Vaters, der Geschwister und Spielkameraden ist ja nicht nur hochsprachlicher Gleichmacher, sondern — als Dialekt oder gar Intimsprache — sprachliches Kennzeichen einer Region, einer Stadt usw. Auch sie ist ein Bestandteil der affektiv bedeutsamen Sozialisationszenen und gestaltet diese mit. Was ich bis hier versucht habe, soll alles andere sein als eine neue Verklärung des Heimatbegriffs, von Mutter-Kind-Beziehung und Familie. Denn es gibt keine positiv-ungebrochene Heimatsozialisation. Aber dem Thema „Heimat“ kann keine Biographie ausweichen. Wie es ausgetragen wurde, wird bestimmend für die Persönlichkeit. „Wer ein gutes Selbstgefühl hat, der hat Heimat, wem es daran gebricht, der habe Heimat“, formuliert Paul Parin, der selbst seine slowenische Herkunftsheimat verlassen hatte. Auch Heimat ist nicht anders zu denken denn als Resultat einer konfliktreichen, schmerz- und leidensvollen Sozialisation — aber immerhin einer (und mehr ist nicht zu haben) mit versöhnlichem Grundton und Ausklang. Stellt man das in Rechnung, so kann man davon ausgehen, dass es eine Art erwerbbarer „Heimatkompetenz“, deren

Kern die frühe Sozialisiertheit ist, eine hergestellte Erlebnisfähigkeit von und Bindungsfähigkeit an Welt(en) gibt. Ist eine solche Erlebnisbasis geschaffen, bedarf es nicht der Einbindung ins Kollektiv (des Heimatbundes oder -vereins, der Trachtengruppe usw.). Gegen den Trend zur Wiederbelebung von Traditionen, der Besinnung auf die eigene, lokale, regionale Geschichte ist ja grundsätzlich nichts einzuwenden, denn sie muss ja nicht als Plombe fungieren, kann — recht verstanden — auch der Erinnerung an vergessene — und „verdrängte“ — Identitätsanteile dienen. Auch der Pflege und Wiederherstellung von Lebens- und Produktionszusammenhängen (z.B. Restauration alter Stadtkerne, Schaffung und Schutz von Biotopen usw.) kommt hier eine wichtige Funktion zu. Der ökologische Gesichtspunkt ist m.E. aus einem modernen kritischen Heimatbegriff überhaupt nicht wegzudenken.

Es lässt sich zeigen, dass Heimatgefühl und -bewusstsein nicht an traditionelle Gemeinschaftlichkeit (im Dorf z.B.), an kollektive Zusammengehörigkeit untrennbar gebunden ist. Es gibt, wo Individuen sich als autonome zu emanzipieren vermögen, das Sich-heimisch-Fühlen in einer Großstadt, auch in Situationen des Alleinseins, ebenso natürlich in einer Landschaft (Wald, Küste ...). Und auch jemand, der sich – freiwillig oder unfreiwillig – als heimatlos empfindet, entbehrt doch keineswegs (zwingend) der affektiven Grundlage einer ersten Heimat. „Heimatlos sein“, meint Paul Parin, „ist auch kein Gegensatz zu Heimat, die man hat, die man braucht, die man in sich hat oder eben nicht, durch Verlust oder Verzicht. Wer heimatlos geworden ist, kann sehr wohl zeitlebens Heimat in sich tragen, und wer daheim geblieben ist, ohne Heimat sein.“ (Parin) Aus den Erfahrungen mit seinen Züricher Patienten, die sich nicht selten in ihrem Land gar nicht heimisch fühlen, zieht er dann den Schluss: „Wer nie ‚Heimat‘ gefunden hat, kann auch in der Schweiz nicht leben“.

So richtig dies ist, muss doch der gegenteilige Gedanke noch eingehender durchleuchtet werden. Denn wenn die Gemeinschaft und der Ort, das Land, in dem wir leben, so wenig verträglich mit unseren Heimatgefühlen sind, können wir dort auch Identität nur unter Beeinträchtigungen entwickeln. Überraschenderweise wandte sich zuletzt auch ein österreichischer Schriftsteller, Robert Menasse (2014), der in vielen seiner Texte für ein postnationales Europa streitet, diesem Thema zu. Und er tat dies in Zürich in seiner Dankesrede zum Empfang des Max-Frisch-Preises unter dem Titel „Die Schweiz als Heimat“. Er knüpfte damit nicht nur verbal an eine von Frisch selbst

1973 unter dem gleichen Titel gehaltene Rede an. Wie Frisch geht es ihm um eine internationale, globale Vermittlung der eigenen Heimat. In ihr versteht sich der Einzelne politisch und historisch, siedelt sich in Europa an und empfindet schmerzlich das Unrecht und die Schande, die mit der eigenen Heimatnation verknüpft sind. In einer solchen Heimat, die sich Menasse wünscht, darf es multiethnisch und vielsprachig zugehen. Bei „im Wesentlichen gleichen Rahmenbedingungen für alle“ ist in ihr Raum für eine „Vielzahl gewachsener Identitäten und Kulturen“. „Identitätsstiftend“ sei das Lokale, „nicht die Nation“ (a.a.O., S. 93). Es herrscht dort Frieden, und das Individuum kann hier, wie Adorno es einmal formulierte, ohne Angst verschieden sein. Im besten Sinn versöhnen sich da Gesellschaft und Individuum. Denn, so weiß sich Menasse mit Frisch einig: Heimat verwirklicht sich letztlich immer im einzelnen Ich, heißt „in sich selbst zu Hause zu sein“ (a.a.O., S. 91).

Auch wenn wir wieder beim einzelnen Menschen gelandet sind, wissen wir doch nun, wie wenig selbstverständlich Heimat und wie sehr sie im Laufe der Biographie Wandlungen und Revisionen unterworfen ist. Zwar sind also Heimatgefühle entscheidend aus Erfahrungen der Kindheits- und Jugendzeit gespeist, doch heißt dies, wie wir gesehen haben, nicht, dass auf dieser Basis ein festes, starres (einmaliges) Heimatbild entsteht. Zweifellos können im Laufe eines Lebens neue Heimaten erworben werden und an die Seite oder an die Stelle alter Heimaten treten. Ich glaube, es geht nicht darum, zu welcher Heimat ein Mensch sich im einzelnen gehörig fühlt — das wäre die konservativ-mythologisierende Lesart —, sondern um die Frage, ob ein Mensch ein Heimatgefühl oder -bewusstsein überhaupt ausbilden kann. „Wer nie die Grunderfahrung einer Umwelt hatte, in der er sich aufgehoben fühlte, entwickelt diese Fähigkeit, Erfreuliches zu entdecken, kleine Freundschaften zu entwickeln, kurz, diese Leichtigkeit im Umgang später nur mit Schwierigkeiten. Denn um sich beheimaten zu können, bedarf es doch einer Verzahnung mit der menschlichen Umwelt insbesondere; ich will mich niederlassen und die anderen müssen mir den Platz dazu mit freundlichen Gefühlen abtreten...“ (Mitscherlich, 1965, S. 125). Und dies ist in einer komplexen, globalisierten Welt, in der wir leben und in die wir täglich unsere strapaziösen und riskanten Expeditionen unternehmen, nötiger denn je. Sie weckt das legitime „Bedürfnis nach einer vertrauten, überschaubaren Umgebung, die unter den Imperativen der Mobilität, Flexibilität und Innovation rapide verloren geht“, kurzum nach Heimat, wie der Philosoph Christoph Türcke (2006, S. 62) meint. Wir bedürfen, um dafür gerüstet zu sein, umso dringender einer heimatlichen

Gegenwelt, des Hafens, in den wir zuverlässig zurückkehren können, um von dort immer neu in die unsichere See stechen zu können. (Wiegand 2001) Dieser Hafen ist ein offener Ort. Dort ist man es auch gewohnt, dass ihn Fremde ansteuern, um vor Anker zu gehen. Das zeichnet Hafenstädte in der Regel aus. Sie sind auch Zufluchtsorte für Entwurzelte, Vertriebene, die ihre Heimat aufgegeben haben, um eine neue zu finden.

Dies ist eine Hoffnung, die sich für die Flüchtlinge leider auch in der Gegenwart allzu oft nicht oder unter Schwierigkeiten erfüllt. Zwar „haben Menschen“, schreibt der indische Psychoanalytiker Sudhir Kakar (1997, S. 142), „eine bemerkenswerte Fähigkeit sich anzupassen, neue Identitäten zu erschaffen, wenn alte zu schwanken beginnen, neue Gemeinschaften zu bilden, wenn alte verlassen werden müssen(...) Aber bevor eine neue Identität entstehen kann, gehen viele Migranten durch einen Prozess einer Identitätsbedrohung gefolgt von Spaltung“. Sie müssen sich mit einer Infragestellung ihrer alten Kultur auseinandersetzen und nehmen eine Doppelidentität ein. So ist es durchaus etwa unter Koreanern oder Indern verbreitet, in der westlichen Fremde einen zweiten, englischsprachigen Vornamen anzunehmen. „Gurcharan“ ist dann in Kakars Beispiel unter seinen amerikanischen Freunden und Kollegen „Tony“. Es droht die Gefahr psychischer Diskontinuität und „einer Bedrohung der bestehenden Identität“. Sie wird noch verstärkt durch die „Trauer über die Verluste, die die Migration“ ohnehin „mit sich bringt“ (143). Noch gravierender ist der psychische Ausnahmezustand der Spaltung. Sie vollzieht sich leicht in der Weise der holzschnittartigen Unterscheidung der bösen neuen Umgebung und der guten Herkunftsheimat. Dauert diese Spaltung fort, sofern der Einzelne keinen Rückhalt und Ersatz für die verlorene Heimat findet, werden diese „unbewusst wahrgenommenen Ausdehnungen der Mutter“ (Kakar, S. 144) woanders gesucht. Es kann zu einem ethnischen Rückzug –wie es z.B. Berlin-Kreuzberg für die Türken ist – oder zur Mitgliedschaft in fanatischen oder fundamentalistischen Gruppen kommen. (Kakar, S. 144 f.) Psychoanalytischen Erfahrungen zufolge können diese Spaltungen aber auch heilen. Dann bringt das Individuum es zu „einer Art Synthese oder ‚Bindestrich-Identität, die sich im Idealfall durch eine humorvolle Ambivalenz gegenüber beiden auszeichnet – der alten und der adoptierten Heimat“ (ebd.).

Der Hafen ist somit immer auch ein Ort, zu dem wir aufbrechen, unterwegs sind. Hafen und Meer bedingen sich gegenseitig, gehören zusammen. Das Meer ist keine feindliche Weite, sondern ein Raum der Möglichkeiten. Das sorgt für die gutartige

Spannung, die uns zum Antrieb, von einer unfertigen Gegenwart zu einer imaginierten Zukunft, einem Sehnsuchtsort, aufzubrechen, wird. Das ist, wie Ernst Bloch (1959, S. 1628) dachte, eine Heimat, „in der noch niemand war“ als Inbegriff einer besseren, versöhnten Welt. Das Lebensideal, dem wir folgen, ist „Umbau der Welt zur Heimat“ (S. 334). Heimat als ein tragendes Element unserer Identität, so könnte man Bloch abwandelnd formulieren, scheint uns von der Kindheit her voran. Sie liegt gleichermaßen hinter uns wie vor uns und steht uns als emotionale Wegzehrung auf unserer Expedition zur Verfügung.

Literatur

Bloch, Ernst (1959): Das Prinzip Hoffnung. 3 Bände (Frankfurt am Main)

FREUD; Sigmund (1919), Das Unheimliche (Studienausgabe, Bd.IV, Frankfurt am Main, S. 241-274)

HORN, Klaus (1984), Der Dschungel als Heimat und die Heimat als Dschungel. Anpassungsprozesse am Arbeitsplatz Krieg heute (in: Psychoanalyse 5, S. 263- 268)

Kakar, Sudhir (1997), Globalisierung, Migration und Psyche. In: Ders. Kultur und Psyche. (Gießen 2012), S. 137 – 149

Limperis, Anja (1999), Ein treuer Freund Dresdens. Warum Nobelpreisträger Günter Blobel für die Frauenkirche und die Synagoge spendet.

(http://www.zeit.de/1999/45/Ein_treuer_Freund_Dresdens, abgerufen am 30.9.2017)

LORENZER, Alfred (1981), Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Relligionskritik (Frankfurt a.M.)

Menasse, Robert (2014): Die Heimat als Schweiz. In: Ders., Heimat ist die schönste Utopie. Reden (wir) über Europa. (Berlin)

MITSCHERLICH, Alexander (1951), Ödipus und Kaspar Hauser (Gesammelte Schriften, Bd. VII, Frankfurt am Main), S. 151-163

Ders. (1965), Die Unwirtlichkeit unserer Städte (Frankfurt a. M.)

Parin, Paul (1996): Heimat, eine Plombe. Rede am 16. November 1994 in Wien. Mit einem Essay von Peter Paul Zahl (Hamburg)

Sachau, Rüdiger (2010): Heimat im 21. Jahrhundert. Einführung. In: Heimat im 21. Jahrhundert – Moderne, Mobilität, Mißbrauch und Utopie. Epd-Dokumentation Nr. 33 (Frankfurt), S. 4–6)

Türcke, Christoph (2006): Heimat. Eine Rehabilitierung. (Springe)

Wiegand, Ronald (2002): Heimat: Bindung und Individualität. In: Ders., Mutter Natur oder Menschenwelt? (Gießen), S. 191-204)

Winnicott, Donald W. (1990): Der Anfang ist unsere Heimat. Zur gesellschaftlichen Entwicklung des Individuums. (Stuttgart)